

Leseprobe



Papa ist der Beste

Ein unterhaltsames Lesebuch für Väter

128 Seiten, 10.5 x 15.5 cm, gebunden, durchgehend farbig,
mit zahlreichen Illustrationen

ISBN 9783746254098

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2019



Ein unterhaltsames Lesebuch
FÜR VÄTER

benno

Inhaltsverzeichnis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch
in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de

ISBN 978-3-7462-5409-8

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Umschlagabbildung: © Kateryna/Fotolia
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

<i>1. Kapitel: Vaterfreuden ohne Bedenken</i>	7
Ephraim Kishon: <i>Der beste Vater von allen</i>	8
Thomas Byrnes: <i>Was jeder Vater wissen sollte</i>	22
Erich Kästner: <i>Brief an meinen Sohn</i>	36
Michaela Thewes: <i>Der Kinderflüsterer</i>	43
Theodor Fontane: <i>Der Lehrer-Vater</i>	45
Joachim Ringelnatz: <i>Zum Geburtstag vom Vater</i>	46
Kurt Tucholsky: <i>Familienbande</i>	47
 <i>2. Kapitel: Kleine Erziehungsphilosophie für Väter</i>	 52
Wilhelm Busch: <i>Vater werden ist nicht schwer</i>	53
Clarence Day: <i>Vater feiert mit mir Feste</i>	55
Johann Peter Hebel: <i>Der Vater und der Sohn</i>	67
Otto Julius Bierbaum: <i>Frage-und- Antwort-Spiel</i>	68
Kurt Tucholsky: <i>Das Elternhaus</i>	69
Clarence Day: <i>Die Gabe des Gesangs</i>	73
Wolfgang Amadeus Mozart: <i>An den Papa</i>	80
Ephraim Kishon: <i>Das Wunderkind</i>	88
Johann Peter Hebel: <i>Seltsamer Spazierritt</i>	86

Clarence Day: Vater und sein heftig schaukelndes Schifflein	90
Theodor Fontane: An George Fontane	100
Gilbert K. Chesterton: Verteidigung der Kinderverehrung	102
3. Kapitel: Alle werden älter	108
Jo Hanns Rösler: Die Sommerreise	109
Colette: Wahlpropaganda	116
Manfred Hausmann: Martin hängt ein Bild auf Wenn der Vater mit dem Sohne ...	122
	124
Quellenverzeichnis	128

1. Kapitel:

Vaterfreuden ohne Bedenken

Ein Vater ist besser
als hundert Lehrer.

AUS ENGLAND



ERICH KÄSTNER

Brief an meinen Sohn

Ich möchte endlich einen Jungen haben,
so klug und stark, wie Kinder heute sind.
Nur etwas fehlt mir noch zu diesem Knaben.
Mir fehlt nur noch die Mutter zu dem Kind.

Nicht jedes Fräulein kommt dafür infrage.
Seit vielen langen Jahren such ich schon.
Das Glück ist seltner als die Feiertage.
Und deine Mutter weiß noch nichts von uns, mein Sohn.

Doch eines schönen Tages wird's dich geben.
Ich freue mich schon heute sehr darauf.
Dann lernst du laufen, und dann lernst du leben,
und was daraus entsteht, heißt Lebenslauf.

Zu Anfang schreist du bloß und machst Gebärden,
bis du zu andern Taten übergehst,
bis du und deine Augen größer werden
und bis du das, was man verstehen muss, verstehst.

Wer zu verstehn beginnt, versteht nichts mehr.
Er starrt entgeistert auf das Welttheater ...
Zu Anfang braucht ein Kind die Mutter sehr.
Doch wenn du größer wirst, brauchst du den Vater.

Ich will mit dir durch Kohlengruben gehn.
Ich will dir Parks mit Marmorvillen zeigen.
Du wirst mich anschauen und es nicht verstehn.
Ich werde dich belehren, Kind, und schweigen.

Ich will mit dir nach Vaux und Ypern reisen
und auf das Meer von weißen Kreuzen blicken.
Ich werde still sein und dir nichts beweisen.
Doch wenn du weinen wirst, mein Kind, dann will ich
nicken.

Ich will nicht reden, wie die Dinge liegen.
Ich will dir zeigen, wie die Sache steht.
Denn die Vernunft muss ganz von selber siegen.
Ich will dein Vater sein und kein Prophet.

Wenn du trotzdem ein Mensch wirst wie die meisten,
all dem, was ich dich schauen ließ, zum Hohn,
ein Kerl wie alle, über einen Leisten,
dann wirst du nie, was du sein sollst: mein Sohn.

Vater-Tochter-Beziehung ist viel inniger geworden. Neu-lich hat Louisa sogar „Papa“ gesagt! Ich hoffe nur, dass sie sich mit „Montag“, „Dienstag“ und all den anderen Wochentagen noch etwas Zeit lässt. Denn meine Tochter wäre das erste weibliche Wesen, das ein Geheimnis für sich behalten kann ...



JOACHIM RINGELNATZ

Zum Geburtstag vom Vater

Ich habe heut wieder lange gebrütet
Und nach Geburtstagsreimen gehetzt.
Ich habe gediftelt. Ich habe gewütet.
Und zuletzt das ganze Geschreibsel zerfetzt.

Da dacht ich, wie das so oft mir geht:
Wenn jetzt der Vater hinter dir steht
Und er sieht dich so krampfhaft dichten,
Dann sagt er: „Ach mach doch keine Geschichten!“

Und wir sprechen kein Wörtchen vom 20. Mai –,
Von den Wünschen, die ich ihm niederschrieb.
Wir küssen uns stumm und fühlen dabei –
Wir haben einander so herzlich lieb.

THEODOR FONTANE

Der Lehrer-Vater

... wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich so recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, so würde ich antworten müssen: meinem Vater, meinem Vater, der sozusagen gar nichts wusste, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata sich verbreitenden Anekdotenreichtum unendlich viel mehr unterstützt hat als alle meine Gymnasial- und Realschullehrer zusammengenommen.

KURT TUCHOLSKY

Familienbände

Die Familienbände ... also wir wollen höflich sein. Was hält die Familie zusammen –? Die gemeinsame Abstammung? Die Stimme des Blutes? Das allein kanns nicht sein.

Wenn Onkel Edgar, der schon als junger Mann nach Madagaskar gegangen ist, weil er sich zu viel auf den Rennplätzen herumgetrieben hat, wieder zurückkommt, dann verkriechen sich die Kinder und sagen zu Mama: „Da ist ein fremder Herr im Salon –!“, und auch in den vier Wochen, wo er in der Familie lebt, wird das nichts Rechtes. Da fehlt irgendetwas ...

Es fehlt die Gemeinsamkeit der kleinen Hauserlebnisse. Und die sind es, die die Familie zu einer kompakten Einheit zusammenschweißen, mit Verlaub zu sagen. Familienmitglieder sind alte Kriegskameraden.

Denn die Vertraulichkeit zwischen den Angehörigen desselben Familienstammes, eine Vertraulichkeit, die dem andern noch die Haut abschält, um zu sehen, was darunter ist, stammt daher, dass alle Beteiligten, Schulter

an Schulter und Unterhose an Unterhose, den Stürmen des Lebens getrotzt haben. Der Familienkalender hat seine eigene Einteilung und mit dem gregorianischen wenig zu tun. Das war im Jahre 1921? Nein: „Das war damals, als Tante Frida deine Stehlampe umgeworfen hat!“ Vor zwei Jahren –? Nein: „Du weißt doch, Erich kam mit seiner Zensur, und da hat sich Papa noch so aufgeregt ...“ So war das.

Krach eint.

Der Gasometer läuft. Erst tropft er, niemand merkt's, dann tropft er stärker, immer noch merkt's keiner; dann dripelt er ganz rasch, ein kleiner See steht im Korridor – und nun laufen sie alle zusammen. Der Gasometer ist gar kein Gasometer mehr, sondern Prüfstein der Charaktere, Riff, an dem sich die Wogen der Temperamente brechen, Stein der Weisen und Stein der Dummen; Anlass, Exposition und das Ding an sich. – „Hundertmal hab ich schon gesagt, ihr sollt besser auf den Gasometer aufpassen!“ – „Vorhin, gnä' Frau, wie er noch nicht gelaufen hat, da hat er noch nicht gelaufen – und da hab ich noch nachgesehen –“ – „Bring mal ein Wischtuch her – nein, das nicht –, Gott, ist das ein Ochse! – den Scheuerlappen!“ – „Mama, wo ist denn mein Schrankschlüssel?“ – „Mama, es hat geklingelt!“ – „Ich bin kein Ochse!“ – „Widerspruch nicht immer –!“ – „Aua, Edith kneift mich!“ – „Gnädige

Frau, die Gasrechnung!“ – „Der Gasmann soll mal herkommen –!“ – „Mama, wo ist denn mein Schrankschlüssel?“ – „Hier sehn Sie mal: Der Gasometer läuft!“ – „Ich bin bloß für die Rechnung – det er looft, det jeht mir jahnisch an!“ – „Mama, wo ist denn mein Schrankschlüssel?“ – „Emma, wenn Sie noch ein einziges Mal ...“ Krach eint.

Die Einigung wird umso stärker empfunden, je mehr sich die Mitglieder dieses Indianerstammes voneinander zu entfernen wünschen. Das machen sie so:

„Papa, guck mal – unser neuer Teppich –!“ Papa: „Na, da habt ihr euch ja schön bekauft –!“ (Ihr – er gehört nicht dazu.) „Arthur, Tante Rosa kommt heute abend zum Abendbrot – sei pünktlich!“ – „Kinder, ihr müsst auch immer die ganze Verwandtschaft einladen. Das wird ja schön langweilig werden bei euch!“ – Es ist der letzte schwache Versuch des Individuums, sich als solches zu behaupten – aber er misslingt immer: Denn der Mensch in der Familie ist gar kein Mensch, sondern nur Gruppenteil, Partikel einer Kollektivität und Glied in der Kette, die ihn sanft und unnachgiebig umschlingt. Und das eint.

Daher man denn nicht sagen sollte: Herr X. stammt aus der Familie der Henkeltopfs – sondern man sollte sagen: Er entstammt der Hausgemeinschaft Geisbergstraße 67, Maaßenstraße Nr. 11 und Haberlandstraße 5 – denn es

sind nicht die Bande des Blutes, die einen – sondern die Bande des Krachs und der gemeinschaftlichen Erlebnisse.

Daher die grandiose Respektlosigkeit, die Familienmitglieder füreinander haben. Kommt ein Fremder hinzu und bewundert die fein geschwungene Nase Gerties; den süßen Brustansatz Lieschens; das Pfeiftalent Fritzchens und den Witz Papas, dann gähnt die Familie und ist höchstens gelangweilt geschmeichelt. Eine Sensation ist das nicht mehr. Wegen des Geruchs im Korridor hat die fein geschwungene Nase Gerties zu oft sich selbst gerümpft; den süßen Brustansatz Lieschens haben sie bis da, Fritz pfeift und soll das nicht, und Papa macht immer dieselben Witze. Man ist kein Held in Unterhosen: vor seinem Kammerdiener nicht und vor der Familie schon gar nicht.

Man liebt sich auseinander, aber man zankt sich zusammen.

Und weil sich gleichnamige Pole abstoßen, so stoßen sich die Pole der Familie so lange ab, bis sie ganz rund geschliffen sind, auseinander können sie nicht, und sie kennen sich viel zu genau, um sich lieben zu können; obgleich jeder von sich behauptet, er sei ein unverstandenes Kind, und die in der Familie hätten auch nicht den Schimmer einer Ahnung, wer da unter ihnen weile – und wenn die Familie nicht wäre, so wäre jeder schon längst

Napoleon und Ford und Josephine Baker in einem. Denn wer ist an allem schuld –? Die Familie.

Man kann sich fremde, große Männer und Frauen nur sehr schwer in ihrer Familie vorstellen: Für uns schweben sie ewiglich in einer Wolke des Ruhmes und der Gloriole ihrer Werke ... In Wahrheit ist das aber ganz anders. „Benito!“, sagt Frau Mussolini zu Herrn Mussolini. „Den Kragen kannst du nicht mehr umbinden – erstens ist er ausgefranst, und zweitens siehst du darin wirklich nicht gut aus. Ich habe mich neulich so über die Fotografie im ‚New York Herald‘ geärgert, ausgerechnet an dem Tag musst du diesen alten Kragen tragen!“ – „Mach mich nicht nervös“, sagt der Diktator. „Das ist ein schöner Kragen – eine gute italienische Marke, und das englische Zeug mag ich nicht, das du mir da gekauft hast ... Himmelherrgott-donnerwetter – jetzt ist das Knopfloch geplatzt –!“ – „Be-enchen ...“ – „Porco dio!“, sagt Italien und wirft den Kragen wütend auf den Boden; „Madonna! Verfl – –“

Ein guter Familienvater braucht den Krach; es ist wie mit dem Druck der Atmosphäre: ohne den zerplatzt er. Daher sich denn auch Junggesellen mit einer Geliebten zu umgeben pflegen, die ihnen tagtäglich denselben Zimt aufführt. Denn was eint die Familie –?

Blut ist dicker als Wasser; Krach ist dicker als Blut, und stärker als alle drei beide ist die Gewöhnung.

2. Kapitel:

Kleine Erziehungs- philosophie für Vater

Groß ist der Mann,
der nicht sein Kinderherz verliert.

MENCIUS



WILHELM BUSCH

Vater werden ist nicht schwer

Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr.
Ersteres wird gern geübt,
Weil es allgemein beliebt.

Selbst der Lasterhafte zeigt,
Dass er gar nicht abgeneigt;
Nur will er mit seinen Sünden
Keinen guten Zweck verbinden,

Sondern, wenn die Kosten kommen,
Fühlet er sich angstbekommen.
Dieserhalb besonders scheut
Er die fromme Geistlichkeit,

Denn ihm sagt ein stilles Grauen:
Das sind Leute, welche trauen. –
So ein böser Mensch verbleibt
Lieber gänzlich unbeweibt. –

Ohne einen hochgeschätzten
Tugendsamen Vorgesetzten
Irrt er in der Welt umher,
Hat kein reines Hemde mehr,

Wird am Ende krumm und faltig,
Grimmig, greulich, ungestaltig,
Bis ihn dann bei Nacht und Tag
Gar kein Mädchen leiden mag.

Onkel heißt er günst'gen Falles,
Aber dieses ist auch alles. –
Oh, wie anders ist der Gute!
Er erlegt mit frischem Mute

Die gesetzlichen Gebühren,
Lässt sich redlich kopulieren,
Tut im Stillen hochofrennt
Das, was seine Schuldigkeit;

Steht dann eines Morgens da
Als ein Vater und Papa
Und ist froh aus Herzensgrund,
Dass er dies so gut gekunnt.

CLARENCE DAY

Vater feiert mit mir Feste

Ab und an, doch nicht oft, nahm mein Vater mich mit sich in sein Büro – als große Belohnung. Das konnte nur an den schulfreien Sonnabendvormittagen geschehen. Ich fühlte mich sehr wichtig und erwachsen, wenn ich mit ihm ins Büro ging; freilich nicht mehr, wenn ich da war, sondern wenn ich das Haus verließ und mir Mutter und meine drei kleinen Brüder voller Ehrfurcht nachstarrten.

Regnete es, so rüstete mein Vater sich gegen die Witterung, indem er einen steifen Hut aufsetzte und einen schwarzen Gummimantel über seinen gewöhnlichen Schoßrock zog. (Er gab so viel auf Formen, dass er einen Jackettanzug in der Stadt nur an heißen Tagen trug oder im Sommer, wenn er New York verließ, um aufs Land zu gehen.) Schien aber die Sonne, so setzte er seinen Zylinderhut auf und nahm, wie alle seine Freunde, einen Spazierstock in die Hand. Wenn sie einander auf der Straße begegneten, erhoben sie das Stöckchen und berührten die Hutkrempe zu feierlichem Gruß.

Diese Geste bewunderte ich sehr, und ich hätte sie gerne nachgemacht, aber für ein Stöckchen war ich noch zu jung. Ich steckte bescheiden in einem pfeffer-und-salz-ge-sprenkelten Jackett, in kurzen Hosen, und ich war geziert durch den üblichen breiten, flachen Etonkragen, wie ihn die Jungen in den Achtzigerjahren trugen: steif und makellos am Morgen, gänzlich erledigt um die Essenszeit. Dazu kamen schwarze Schnür- oder Knöpfschuhe und schwarze Strümpfe. Nur sommers auf dem Lande waren braune schicklich.

An einem solchen Sonabend nun setzte Vater, obwohl die Sonne schien, seinen steifen Hut auf; warum, erfuhr ich erst später. Ich sprang neben ihm her, während er an der langen Reihe behaglicher brauner Steinhäuser von Madison Avenue entlang nach der 6. Avenue ging, die Treppen der Hochbahn erstieg und, mit einem seiner Freunde plaudernd, auf dem Bahnsteig den nächsten Zug erwartete. Bald kam die dicke kleine Dampfmaschine um die Ecke gekeucht mit ihrem offenen, hoch mit Anthrazit beladenen Kohlenbunker und den drei Passagierwagen dahinter. Weißer Rauch quoll aus dem Schornstein. Der Lokomotivführer sah zum Fenster hinaus. „Tu, tu, tu“, pffte die Maschine, als sie auf den Bahnhof keuchte. Wir stiegen ein und schlenderten durch die Wagen, bis Vater ein Platz nach seinem Sinne fand.

War während der Fahrt durch die Stadt der Qualm der Lokomotive nicht zu dick, um hinauszusehen, starrte ich wie gebannt in die Fenster der billigen roten Ziegelmiethäuser oder in die noch viel interessanteren der Herbergen für Landstreicher. Die zweiten Stockwerke dieser Häuser wimmelten von Menschen, aber wie beneidete ich die Vagabunden darin! Sie sahen so unbekümmert aus! Nichts zu tun, als auf weit zurückgekippten Stühlen, den Rücken an die Wand gelehnt, in bequemen alten Kleidern dazusitzen und zu rauchen! Wäre ich doch ein Landstreicher, dann brauchte ich nicht an jedem Freitag auch den allerletzten Rest Schmutz von den Fingern zu schrubben, zu enge weiße Glacéhandschuhe anzuziehen und in der Tanzstunde irgendeinen Mehlsack von kleinem Mädchen über den gewachsenen Fußboden zu schleifen! Und es kostete nicht mal viel Geld! Da stand ja über den Herbergen in großen Buchstaben: 10 Cent pro Nacht!

So etwas bekam ich nur zu sehen, wenn ich mit Vater durch die Stadt fuhr. Mutter hielt nichts von der Hochbahn, die noch ziemlich neu war, sie fand die Pferdebahn besser. Auch war die 6. Avenue so voll von Asche und Ruß, dass die Damen schon darum nichts von ihr wissen wollten. Sie kamen bei ihren Besorgungen manchmal wohl so weit westlich und östlich bis nach Lexington,

aber meist wohnten und bewegten sie sich nur in dem schmalen, langen Streifen zwischen diesen beiden Grenzen.

Wenn Vater und ich am Ende unserer Reise ausstiegen, fand ich mich in einer Wildnis von Gassen, die nur von Männern und Knaben, nicht von Frauen bevölkert zu sein schien. Sah man einen Damenhut auftauchen, so ward er verwundert angestarrt. Die Geschäftshäuser waren meist alt und oft schmutzig, mit steilen, abgetretenen Holztreppe und dunklen Kellerwohnungen, in denen viel Betrieb, war. Der Börsenplatz und die Broad Street waren voll von diesen Kaninchengehegen, die selbst in der Wall Street nicht ganz fehlten; der Broadway aber war eines der schäbigsten. Vater zeigte mit erhobenem Stock im Vorbeigehen darauf hin und sagte: „Dort ist Tante Lavinia geboren.“

Ein paar Türen hinter dem Metallamtsgebäude kamen wir zu einem gut erhaltenen, wenn auch schmalen fünfstöckigen Hause und gingen die Freitreppe hinauf; das war Wall Street Nummer 38. Vaters Büro lag im Erdgeschoss, gleich an der Treppe, und in den hinteren Räumen des zweiten Stocks hatte er einen kleinen Lagerraum.

Das Treiben im Büro war für mich ganz geheimnisvoll. Der Kassierer, der mich nie seinen Käfig betreten lassen wollte, saß darin auf einem Schemel, mit einer Kassenla-

de, einem Geldschrank voll von Büchern, einem zweiten für Wertpapiere und einer Blechschachtel mit Briefmarken, die er nach Bedarf austeilte. Ein oder zwei Buchhalter machten herrlich geschriebene Eintragungen in riesige, in Leder gebundene Hauptbücher. Sie hatten die steifen weißen Röllchen von ihren Hemdsärmeln abgeknöpft und sie in eine Ecke gestellt und ihre richtigen Jacketts mit schwarzen Alpaka-Röcken vertauscht. Künftige Buchhalter oder spätere Makler, die jetzt noch kleine Botenjungen waren, liefen ein und aus; Telegrafanten stürzten mit Depeschen herein. Im Vorderzimmer gab es einen langen Tisch, voll von den gedruckten Berichten, in denen die Bahnen über Einnahmen und Verkehr Rechenschaft ablegten. Nur zwanzig oder dreißig Industrierapapiere wurden damals an der Börse gehandelt, und Vaters Büro ignorierte sie ganz. Auf dem Tisch waren noch ein paar Handelszeitungen, eine Schiefertafel und ein Börsendrucker, um ihn herum saßen vier oder fünf backenbärtige Männer. Zwei von ihnen regten sich über Henry Ward Beecher auf, und die andern schüttelten die Köpfe über einen verrückten Einfall wie den der „Ritter der Arbeit“, für den Achtstundentag einzutreten. Vater ging in sein Privatbüro, wo ein kleines Kohlenfeuer brannte, hängte seinen Hut auf einen Haken, schloss sein Pult auf und setzte sich daran. Während er seine

Postsachen durchsah, brachte ich stolz zwei Krüge mit Tinte herein; die grünlich schwarze stammte aus England, die andere diente für Briefe, von denen Kopien gemacht werden sollten. Ich reinigte und füllte alle Tintenfässer meines Vaters und steckte ihm frische Stahlfedern in die Halter. Zu Hause hatte er Gänsefedern, aber im Büro brauchte er nur stählerne, und da er sich niemanden hielt, der Kurzschrift schrieb, musste er einen großen Teil der Firmenbriefe selbst in Vollschrift ausfertigen. Im Büro gab es außer dem Nachfüllen der Tinte noch eine Menge zu tun. Wie schön war es, Bestellungen straßauf, straßab herumzutragen (die heute telefoniert werden) oder bunte Bleistifte die schrägen Pultdeckel der Schreiber hinunterrollen zu lassen oder zu versuchen, das Glockenzeichen an der Schreibmaschine zu bewegen. Die war damals eine ganz neue Erfindung, wurde nur bei wichtigsten Anlässen in Gang gesetzt, und dann musste der Buchhalter oder einer der Angestellten seine Arbeit unterbrechen und darauf los tippen.

Schnell war es Mittag geworden, die Kunden gingen fort, der Börsendrucker blieb stehen. Um halb ein Uhr rief Vater mich, und wir gingen zum zweiten Frühstück.

„Kommen Sie zurück, Herr Day?“, fragte der Kassierer ehrerbietig. Sagte der Vater Ja, so sahen alle Angestellten enttäuscht aus, beugten sich über ihre Pulte und sagten

nichts, bis Vater aus der Tür ging. Wenn ich aber einen Augenblick zurückblieb, so hörte ich, wie sie ihre Hauptbücher ärgerlich umherschmissen. Nicht nur mussten sie und die Lehrlinge dann auch dableiben, auch rauchen durften sie in dem Falle nicht eher, als bis Vater endgültig nach Hause gegangen war.

Heute antwortete er jedoch Nein. Kaum war er über die Schwelle, so sah ich sie ihre Schwefelhölzchen hervorholen, und war er erst auf dem Flur, so wurden sie schon am Hosenboden angestrichen.

An Vaters Seite trabte ich nach Beaver Street auf ein schon nicht mehr neues Gebäude zu, das etwa wie ein gastfreundliches ländliches Wirtshaus aussah, mit grünen Rollläden und kleinen Fensterbalkons an den oberen Stockwerken und gerafften Spitzengardinen vor den Fenstern. Ein paar Stufen führten zu den weißen Säulen des Eingangs hinauf.

Das war Delmonicos Restaurant, und das Essen dort war so gut, dass sogar ich schon davon gehört hatte. So etwas ist gerade das Richtige für Vater.

Delmonicos Restaurant stand auf einem dreieckigen Baugrund, mit den Eingangstüren an der Spitze des Dreiecks, so entstand an diesem Eingang immer großes Gedränge. Herren mit Zylindern auf dem Kopfe, die sich beim Essen alle Zeit gelassen, sich dann aber plötzlich

erinnert hatten, dass sie eilig in Wall Street sein mussten, schoben einander höflich, aber dringend hinaus.

Wenn Vater und ich in den langen überfüllten Saal kamen, führte der Oberkellner uns mit großer Gebärde an ein Tischchen für zwei Personen. Die Luft roch nach Zigarrenrauch und appetitlichen fetten Speisen. Ein stattlicher Ausländer, der an der Seite des Saales stand, fing Vaters Blick auf und machte ihm eine würdevolle Verbeugung.

„Lorenzo“, sagte mein Vater zu ihm beim Näherkommen, „dies ist mein Sohn.“

Ich machte einen etwas verlegenen Diener, worauf Herr Lorenzo Christ Delmonico sich verbeugte und versicherte, er freue sich, mich kennenzulernen.

Als er fortgegangen war, eilte der alte François, Vaters gewöhnlicher Kellner, an unsern Tisch und besprach sich mit ihm über das Gericht, das am besten bestellt würde. Sie redeten dabei so schnell Französisch, dass ich kein Wort verstand außer der Versicherung François', dass wir uns „parfaitement“ auf die Soße verlassen könnten. Scheinbar hatte Vater, als er sich das letzte Mal auf eine eingestandenermaßen besonders schwierige Soße verlassen hatte, eine schwere Enttäuschung erlebt.

Wenn so etwas vorgekommen war, hatte François, wie ich bemerkte, eine Art heilenden Balsam für sol-

che Katastrophen, indem er darüber noch viel erregter und empörter war als Vater selbst. Er riss die ominöse Schüssel vom Tisch und kam eiligst mit einem Ersatzgericht zurückgestürzt. Gewöhnlich begleitete ihn dann ein Mitglied der Familie Delmonico. Lorenzo oder Charles beugte sich über den Tisch und prüfte das neue vor Vater hingestellte Gericht, indem er teilnehmende Worte über das bedauerliche Vorkommnis murmelte.

Aber heute waren Soße und alles Übrige nicht nur zufriedenstellend, sondern ausgezeichnet, und Vater und François lächelten und nickten einander glückwünschend zu. Ich wunderte mich damals, warum Vater bei Delmonico nie in dieselbe Wut wie zu Hause geriet, aber jetzt sehe ich ein, dass er sich im eigenen Hause, wo er das richtige Verständnis vermisste, vielleicht vereinsamt gefühlt hat.

Vater hielt viel von französischer Küche und von Bedienung durch französische Kellner. Zu Hause musste er sich mit einem irischen Hausmädchen begnügen, noch dazu alle paar Monate mit einem andern, und mit einer Küche, die wohl sehr gut, aber immerhin nicht französisch war. War unser häusliches Essen nach seinem Geschmack, so aß er es mit Appetit und Verstand, aber eigentlich doch nur so, wie ein Städter auf dem Lande in eine gute Hausmannskost tüchtig reinhaut.

Ich selbst wusste französische Küche nicht so recht zu würdigen. Sie schmeckte wohl ganz ordentlich, aber eigentlich zu fein, und dann gab es auch immer ein bisschen sehr wenig. Ich fand, Vaters Frühstück war viel zu leicht. Wenn er dann aber seinen Mokka trank und den hungrigen Ausdruck auf meinem Gesichte sah, lächelte er verständnisinnig, winkte François, der auch lächelte, herbei, und schnell holte dieser ein großes Stück Schokoladentorte für mich herbei. Das dicke, weiche Innere und die im Munde zergehende Schokoladenkruste waren dann so köstlich, dass die Zeit stillestand, während ich den Kuchen selig verschlang, und dass ich beinahe vergaß, wo ich war.

Nach dem Frühstück gingen wir sonst zur Stadt zurück, diesmal aber führte mich mein Vater nach der Battery, und bei der Südfähre bestiegen wir zu meinem Erstauen das Boot. Das war noch nie geschehen, und nun wusste ich auch, warum er seinen steifen Hut aufgesetzt hatte, denn wir gingen ja aufs Land. Fort dampften wir über die Bucht, die bedeckt war mit Segelbooten, Viermastern, Schleppern und Barken, und als wir an Staten Island landeten, sagte Vater zu mir, wir gingen, um Buffalo Bill zu sehen.

Wir nahmen Platz auf einer wackligen Holztribüne mit abgesplitterten Banken, und da lag nun der ganze Wilde

Westen vor uns, Staub, Pferde und alles. Die wunderbare Meisterschaft der Reiter, die mit ihren Flinten Glaskugeln trafen, Kugeln, die in die Luft geworfen und von den vorbeijagenden Berittenen wie im Fluge scheinbar mühe-los getroffen wurden; Rinderherden, Lassos, Blechmusikanten, die alte historische Deadwood-Postkutsche, der atemraubende Indianerangriff auf sie, die Rettung in höchster Not. Bevor es aber so weit war, schleppte Vater mich eilig hinaus, damit wir noch Plätze auf dem Fährboot bekamen. Ich erwischte nur noch eben einen letzten Blick, während ich durch die Ausgangtür gezwängt wurde.

Auf dem Heimweg sagte ich Vater, ich wolle Cowboy werden. Dazu lachte er und meinte, nein, das wurde ich nicht, dann konnte ich ja ebenso gut ein Landstreicher werden.

Ich war nicht sicher, ob ich ihm nicht lieber gleich sagen sollte, grade erst an diesem Morgen hätte ich mir das auch schon überlegt. Aber nachdem mich Vater nach Delmonico mitgenommen hatte, kam mir der Tag doch nicht richtig gewählt für solches Geständnis vor. Ich fragte ihn aber wenigstens, was er gegen Cowboys hätte.

Vater erklärte kurz, sie lebten, äßen und hätten Schlafgelegenheiten, die ausländisch und „spelunkenhaft“ seien.

Sie hätten in der Wildnis gehaust, bis sie selbst Wilde geworden seien. „Setze deine Mütze grade“, fügte er hinzu. „Ich versuche, dich zu einem gebildeten Menschen zu erziehen.“

Ich rückte meine Mütze zurecht und dachte über die Zukunft nach, je mehr ich das aber tat, desto weniger gerne wollte ich ein gebildeter Mensch werden. Ich hatte doch nur ein sehr leichtes Frühstück bekommen und war müde und hungrig. Reine Fingernägel, bildende Bücher, Tanzstunden und Sonntagspredigten auf der einen Seite – dagegen wogen die paar lumpigen Stücke Schokoladentorte, die ein gebildeter Mensch allenfalls bekam, wirklich nicht schwer genug.



JOHANN PETER HEBEL

Der Vater und der Sohn

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sei nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam und die Schublade schnell aufziehn wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh du sie auftust?“ Der Sohn erwiderte zwar, nein, das könne niemand. Aber der Vater sagte: „Den Augenblick sei still, oder du bekommst noch eine.“

Merke: Man ist nie geneigter, unrecht zu tun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen. Aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweistum.

Quellenverzeichnis

Texte

Thomas Byrnes, Was jeder Vater wissen sollte, aus: Thomas Byrnes, Alle unsere neun © Rex-Verlag, Luzern 1963

Colette, Wahlpropaganda, aus: Dies.: Claudines Mädchenjahre. Aus dem Französischen von Erna Redtenbacher © Paul Zsolnay Verlag Wien 1929

Manfred Hausmann, Martin hängt ein Bild auf, aus: Manfred Hausmann, Martin. Isabel. Andreas. © C. Bertelsmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Erich Kästner, Brief an meinen Sohn, aus: Ders., Gesang zwischen den Stühlen © Atrium Verlag AG, Zürich 1932 und Thomas Kästner.

Ephraim Kishon, Das Wunderkind, aus: Ders., Nicht so laut vor Jericho © LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 1970

Ephraim Kishon, Der beste Vater von allen, aus: Ders., Der beste Vater von allen. Ausgewählte und kommentierte Geschichten von Rafi, Amir und Renana Kishon © LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 2016

Jo Hanns Rösler, Die Sommerreise, aus: Ders., Meine Schwiegersöhne und ich © F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 1976

Michaela Thewes, Der Kinderflüsterer © Alle Rechte bei der Autorin

Bildnachweis

Alle Illustrationen und Covermotiv: © Kateryna/Fotolia

Der Verlag hat sich bemüht alle Inhaber von Textrechten in Erfahrung zu bringen. Für zusätzliche Hinweise sind wir dankbar.